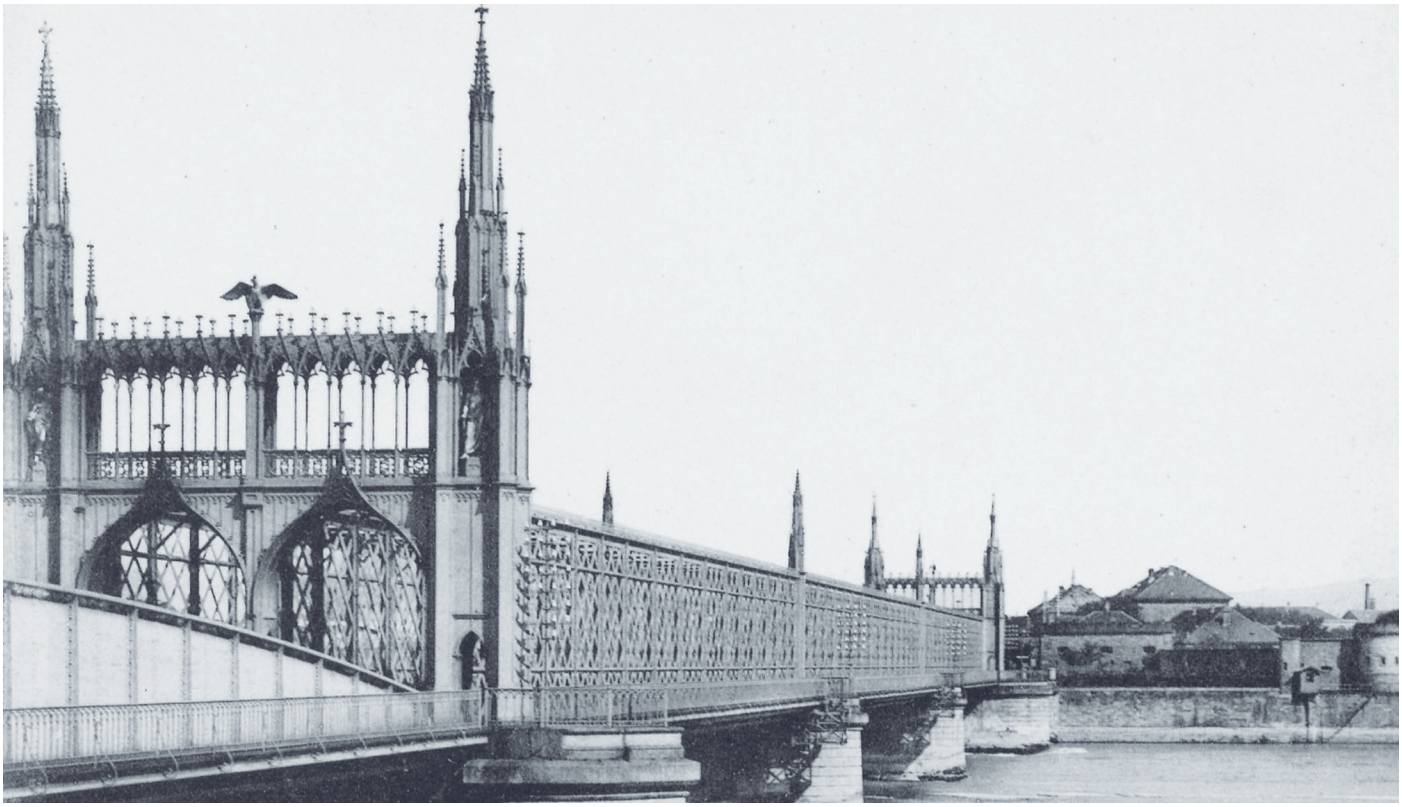
Der Westen

Mitteilungsblatt der Arbeitsgemeinschaft „Der Westen“, bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung (hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V. und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V.) sowie der Erwin von Steinbach-Stiftung

ISSN 0179-6100 E21949 Heft 1/2 2017 64. Jahrgang www.gesellschaft-elsass-und-lothringen.de



Straßburg, Alte Rheinbrücke (historische Fotografie)

Inhalt

Die Präsidentschaftswahlen in Frankreich 2

Die elsässischen Ergebnisse der Präsidentschaftswahlen

Die Wahlen zur französischen Nationalversammlung

Einladung zur Mitgliederversammlung 3

Der Vergessenheit anheimgefallen: Der deutsch-schweizerische Journalist Hermann Stegemann und seine Beziehungen zum Elsaß – Teil 1 4

Cercle Joseph Rossé in Colmar gegründet 8

Ein elsässischer Naturwissenschaftler in Litauen: Ludwig Heinrich Bojanus (1776–1827) 9

Buchbesprechung: Bernard Wittmann – Une épuration ethnique à la française. Alsace-Moselle 1918–1922

Buchbesprechung: Marc Lienhard – Spannungsfelder einer Identität. Die Elsässer ...14

Buchhinweis: François Rosenblatt – Une vocation d’Alsacien 15

Impressum

Hinüber und herüber 16

Die Präsidentschaftswahlen in Frankreich

Im zweiten Wahlgang der französischen Präsidentschaftswahlen ist am 7. Mai 2017 der 39jährige Emmanuel Macron *(Foto: www.kremlin.ru)* zum neuen Präsidenten der Französischen Republik gewählt worden. An die Spitze des Staates ist mit ihm nach einem Wahlkampf, der durch eindeutige Parteinahme aller Medien für Macron und massiven Druck von seiten des Auslandes geprägt war, ein Mann gesetzt worden, der bisher vorwiegend damit beschäftigt war, an seiner Karriere zu stricken, jedoch noch nicht bewiesen hat, daß er Leistungen außer für sich auch fürs französische Gemeinwesen vollbringen könne, so daß ihn solche als für das höchste Staatsamt geeignet erscheinen ließen. Geboren wurde Macron 1978 in Amiens als eines von drei Kindern seiner Eltern. Von Beruf waren diese Ärzte, in politischer Hinsicht „Achtundsechziger“, in religiöser Hinsicht glaubenslos. Die Ehe der Eltern zerbrach, als Macron 20 Jahre alt war, und wurde geschieden. Zwölfjährig kam er in Amiens in die Schule der Jesuitenniederlassung La Providence. Bei dieser Gelegenheit ließ er sich taufen. Offensichtlich war dies einer der frühesten Schritte seiner Karriereplanung, aber auch nicht mehr. Jedenfalls machte er von seiner Taufe später „keinen Gebrauch“ und bezeichnet sich heute als Agnostiker. 1994 verliebte er sich in die 26 Jahre ältere, damals 42jährige Brigitte Auzière, geborene Trogneux, eine verheiratete Mutter von drei Kindern und Lehrerin, bzw. diese sich in ihn. 2007 heirateten die beiden, nachdem sich die Dame von ihrem Ehemann hatte scheiden lassen.

2002 wurde Macron Mitarbeiter der ENA (École Nationale d’Administration). In politischer Hinsicht suchte er zunächst Anschluß beim Mouvement républicain et citoyen von Chevènement, dann beim Parti Socialiste. Der Multimillionär Henry Hermand (1924–2016), vielfältiger Strippenzieher, nahm ihn unter seine Fittiche und machte sich daran, ihn aufzubauen. Einen zweiten Karrierehelfer fand er in Jacques Attali. Die beiden versprachen, ihn nach oben zu bringen, er übernahm dafür ihre politischen Konzepte, die wohl weniger am Wohl des französischen

Volkes orientiert waren bzw. sind. Eine Tätigkeit bei der Rothschild-Bank war eine weitere Sprosse auf Macrons Karriereleiter. Dann hängte er sich an François Hollandes Rockschöße. 2012 zog er als „secrétaire général adjoint“ in den Élysée-Palast ein. 2014 ernannte Hollande ihn zum Wirtschaftsminister. Nachdem der Mohr seine Schuldigkeit getan hatte, kündigte Macron 2016 Hollande die Freundschaft auf und erklärte, er wolle selbst Präsident Frankreichs werden, was ihm, wie man sieht, auch gelungen ist. Fällt es sehr schwer, zu vermuten, daß eine solche Karriere wohl nur in korruptesten Zeiten möglich ist? Macron dürfte als Präsident weiterhin der Mann seiner Hintermänner bleiben.

Die elsässischen Ergebnisse der Präsidentschaftswahlen

Der zweite Wahlgang der französischen Präsidentschaftswahlen, der am 7. Mai 2017 stattgefunden hat, hat in den beiden elsässischen Departements die folgenden Ergebnisse erbracht.

Auf Emmanuel Macron entfielen 61,03 % (auf gesamtstaatlicher Ebene 66,01% für Macron) der abgegebenen gültigen Stimmen, auf Marine Le Pen 38,97 %. In drei oberelsässischen Kantonen hat sie mehr als 50 % errungen, in einem der unterelsässischen Kantone (Kanton Wittenheim: 52,65 %, Kanton Ensisheim: 51,50 %, Kanton Masmünster: 50,55 %; Kanton Ingweiler: 51,16 %). Macron erreichte in den sechs Kantonen Straßburgs insgesamt mehr als 73 %, in dreien der sechs Straßburger Kantone sogar mehr als 85 %, in den drei Mülhäuser Kantonen insgesamt mehr als 67 %.

Im ersten Wahlgang am 23. April 2017 hatte Marine Le Pen im Elsaß 25,69 % der Stimmen (absolut: 257.249 Stimmen) erreicht und den ersten Platz belegt, wohingegen Macron mit 21,27 % der Stimmen den dritten Platz eingenommen hatte. Marine Le Pen stand im ersten Wahlgang in neun der 15 elsässischen circonscriptions an der Spitze, doch erreichte sie im zweiten Wahlgang in keiner der circonscriptions eine Mehrheit. Sie gewann gegenüber dem ersten Wahlgang zwar 84.000 Stimmen hinzu, unterlag im zweiten Wahlgang aber auch im Elsaß Macron.

Die Wahlbeteiligung betrug beim zweiten Wahlgang im Oberelsaß 76,09 %, im Unterelsaß 75,52 %, auf gesamtstaatlicher Ebene 74,56 %.

Die Wahlen zur französischen Nationalversammlung

Am 18. Juni und am 25. Juni 2017 wurden in Frankreich in zwei Wahlgängen die Abgeordneten für die Assemblée Nationale gewählt. Die Wahlbeteiligung war in beiden Wahlgängen gesamtstaatlich und im Elsaß, wo das Unterelsaß neun, das Oberelsaß sechs Abgeordnete wählte, sehr gering. Dadurch und durch das in Frankreich eingeführte verzerrende Mehrheitswahlverfahren sind Aussagen über die

wirkliche Stimmung im Lande sehr schwierig. Bei einer Wahlbeteiligung von 46,63 % (im Oberelsaß: 45,74%, im Unterelsaß etwas höher; in Gesamtfrankreich: 48,71 %) entfielen im ersten Wahlgang auf die Kandidaten von „La République En Marche“ 30,91 % der Stimmen (Gesamtfrankreich: 32,32 %), auf die „Républicains“ 25,79 % (Frankreich: 18,51 %), auf den Front National 13,09 % (Frankreich: 13,20 %). Nach dem ersten Wahlgang stand in drei Wahlkreisen der Kandidat der „Républicains“ an erster, der von „LREM“ an zweiter, in 8 Wahlkreisen der Kandidat von „LREM“ an erster Stelle vor dem der „Républicains“, in 2 Wahlkreisen der Kandidat von „LREM“ an erster Stelle vor dem des „Parti Socialiste“, in einem Wahlkreis der Kandidat von „LREM“ an erster Stelle vor dem Kandidaten des „Front National“ und in einem Wahlkreis der Kandidat der „Républicains“ an erster Stelle vor dem Kandidaten von „Unser Land“ (16,85 %).

Im zweiten Wahlgang gelang es im Oberelsaß nur einem der aufgrund des Ergebnisses vom Vorsonntag angetretenen „LREM“-Kandidaten, den Sieg davonzutragen, die fünf anderen oberelsässischen Sitze gingen an den Kandidaten der „Républicains“. Im Unterelsaß gingen vier Sitze an den Kandidaten der „Républicains“, fünf an den Kandidaten von „LREM“. Gérard Simler von „Unser Land“, der im ersten Wahlgang im Wahlkreis Schlettstadt 16,85 % der Stimmen und damit den zweiten Platz errungen hatte, erhielt im zweiten Wahlgang 45,86 % der Stimmen (16 522 Stimmen).

Beim zweiten Wahlgang war die Wahlbeteiligung im Elsaß noch niedriger als beim ersten Wahlgang. Sie lag bei 40,59 %. Am niedrigsten lag sie im Wahlkreis Schlettstadt (37,84 %). Am höchsten war die Beteiligung im Wahlkreis Molsheim (43,61 %).

Einladung

Der Vorstand lädt alle Mitglieder der „Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e. V.“ herzlich zur nächsten Mitgliederversammlung ein. Sie findet am Samstag, dem 14. Oktober 2017, um 14 Uhr im Hotel Sautter in 70176 Stuttgart, Johannesstraße 28 statt. Da die Amtszeit des Vorstandes abgelaufen ist und ein neuer Vorstand gewählt werden muß, ist zahlreiches Erscheinen sehr erwünscht. Der Vorstand würde sich darüber sehr freuen!

Tagesordnung der Mitgliederversammlung der „Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e. V.“ am 14. Oktober 2017 um 14 Uhr in Stuttgart, Hotel Sautter:

TOP 1 Begrüßung durch den 1. Vorsitzenden mit
- Feststellung der ordnungsgemäßen Ladung
- Feststellung der Beschlußfähigkeit
- Feststellung der Tagesordnung

TOP 2 Bestimmung eines Protokollführers
TOP 3 Genehmigung der Niederschrift vom 18. Oktober 2014
TOP 4 Rechenschaftsbericht des Vorstands durch den 1. Vorsitzenden
TOP 5 Kassenbericht 2014 bis 2017 und Bericht der Kassenprüfer
TOP 6 Aussprache / Entlastung des Vorstands
TOP 7 Wahl eines Wahlleiters
TOP 8 Kandidatenaufstellung und Wahl eines neuen Vorstands
TOP 9 Wahl der Kassenprüfer
TOP 10 Planung für die kommenden Jahre
TOP 11 Sonstiges.

Im Anschluß an die Mitgliederversammlung hält Herr Dr. Rolf Sauerzapf aus Kassel einen Vortrag, in dem er drei elsässische Autonomisten der Zwischenkriegszeit vorstellt und ihre unterschiedlichen Vorstellungen und Schicksale beleuchtet.

Im Namens des Vorstandes
Dr. Rudolf Benl, 1. Vorsitzender

Bitte unbedingt beachten!

Die Mitglieder der „Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung“ werden gebeten, in den ersten zwei Monaten des Jahres 2017 den Jahresbeitrag für 2017 in Höhe von 20 EUR auf das Konto der „Gesellschaft“ bei der Sparkasse Mittelthüringen (IBAN DE84 8205 1000 0163 0748 28; BIC: HELADEF1WEM) zu überweisen. Einige sind noch für 2016 säumig. Diese möchten die Zahlung bitte nachholen!

Wer für im Jahre 2016 und 2017 getätigte geldliche Zuwendungen eine Bestätigung benötigt und eine solche noch nicht erhalten hat, möge sich bitte an die Geschäftsstelle (siehe Impressum) wenden, am besten auf elektronischem Wege: rudolfbenl@online.de

Der Vergessenheit anheimgefallen: Der deutsch-schweizerische Journalist Hermann Stegemann und seine Beziehungen zum Elsaß – Teil 1

Von Dr. Jürgen W. Schmidt

„Hindenburg sagt auch deswegen jedesmal auf Siegeswegen:
Freilich tut man, was man kann, aber was sagt Stegemann?“
(Ludwig Thoma 1915)

Stegemanns Bedeutung als Journalist und neutraler Militärexperte während des Ersten Weltkriegs

Obige Zeilen stammen aus einem Spottgedicht, das der bayerische Schriftsteller Ludwig Thoma Anfang 1915 in der Münchener Satirezeitschrift „Simplicissimus“ veröffentlicht hat. Er weist damit deutlich auf die herausragende Rolle des seinerzeit europaweit als militärstrategischer Guru betrachteten Schweizer Journalisten Hermann Stegemann (1870–1945) hin, dessen strategisches Urteil selbst Deutschlands erfolgreichster Feldherr, Hindenburg, angeblich stets zu beachten pflegte.

Dabei hatte Hermann Stegemann niemals als Soldat gedient und das Universitätsstudium der Philosophie und der Germanistik in München und Zürich seinerzeit ohne Abschluß abgebrochen. Mit seiner deutschfreundlichen, doch streng objektiven „Geschichte des Krieges“ (4 Bände, Stuttgart und Berlin, 1917 bis 1921) schrieb Stegemann nicht nur den ersten deutschsprachigen Gesamtüberblick über den Ersten Weltkrieg, der schon zu erscheinen begann, als der Krieg noch tobte, und deshalb einen überaus reißenden Absatz fand.

Viele Abschnitte des Werks prägten die spätere Geschichtsschreibung über den Ersten Weltkrieg, und zwar bis heute, da sie erstmals eine sachliche, zutreffende Bewertung und Erklärung von Ereignissen gaben, welche die Zeitgenossen zwar staunend erlebten, aber mangels Hintergrundwissens nicht zu deuten vermochten. So löste Stegemann die damals in weiten Kreisen des deutschen Heeres und des Offizierskorps diskutierte Rätselfrage, warum der deutsche Generalstab unter Generaloberst Helmuth von Moltke d. J. die bis dahin erfolgreich geführte Marneschlacht

nicht bis zum Ende durchgekämpft, sondern Anfang September 1914 so abrupt abgebrochen hat.

Gerade wegen seiner erstaunlichen Fähigkeit, Offensiven und militärische Großoperationen beider kriegführender Seiten, welche diese auf den verschiedensten europäischen und außereuropäischen Kriegsschauplätzen durchführten, förmlich „vorherzusehen“ und dabei immer die Welt der Politik aller kriegführenden Staaten fest im Auge zu behalten, entwickelte sich der Journalist Stegemann zu einer zwischen 1914 und 1918 unangefochtenen, zudem neutralen Autorität, dessen Rat man in der Schweiz und im angrenzenden Ausland gern konsultierte und dessen abgewogenem Urteil man vertraute.

Dieses Vertrauen in seine oft bewiesene militärische Vorhersagekunst nutzte man nachweislich im französischen wie im deutschen Generalstab, wenngleich man Stegemann in Frankreich stets sehr kritisch gegenüberstand, wußte man in Frankreich doch, daß Stegemanns Herz trotz aller Neutralität und Objektivität für Deutschland schlug und daß Stegemann mit heißen Empfindungen den Verbleib des Elsaß bei Deutschland befürwortete. Die Frage, warum gerade das Elsaß für den perfekt Französisch sprechenden Stegemann eine so hohe Bedeutung in der kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Frankreich und Deutschland hatte, das soll im zweiten Teil des nachfolgenden Aufsatzes beantwortet werden.

Zunächst werde ich aber auf die eigentlichen Voraussetzungen und die materiellen Grundlagen von Stegemanns militärischer Vorhersagekunst eingehen, die seinen europaweiten, ja schließlich sogar weltweiten Ruhm als, was den Ersten Weltkrieg betraf, Meister zutreffender militärischer Vorhersagen begründete. Regelmäßig, erstmals am 10. August 1914, erschienen ab Kriegsbeginn in der Schweizer Zeitung „Der Bund“ Artikel mit der schlichten Überschrift „Zur Kriegslage“, in denen ein Anonymus aus strategischer Sicht das Kriegsgeschehen durchaus zutreffend beurteilte und militärische Wertungen und Vorhersagen gab.

Anfangs wurde darüber orakelt, ob der unbekannte Verfasser nicht etwa ein hoher schweizerischer, möglicherweise auch ein hoher deutscher oder französischer Militär sei, der aufgrund ihm zugänglichen militärischen Insiderwissens so zutreffend zu urteilen vermochte. Deshalb sah sich Stegemann, natürlich auch um persönlichen Ruhm zu ernten, veranlaßt, im Dezember 1914 seine Autorschaft zu bekennen und seine Artikel seitdem namentlich zu zeichnen. Der in Bern erscheinenden Zeitung „Der Bund“ verhalf Stegemann dadurch zu einer ganz erheblichen Auflage und zu weltweiter Beachtung in der Zeitungslandschaft. Wie Stegemann mit gehörigem Eigenlob in seinen „Erinnerungen aus meinem Leben

und aus meiner Zeit“ (Berlin, Leipzig 1930) auf der Seite 291 mitteilt, stellte sich die damalige Bedeutung der schweizerischen Zeitung „Der Bund“ ihm wie folgt dar: *Man rief den „Bund“ auf allen Gassen aus, er wurde in Alphütten und Weltstädten gelesen, die Erläuterungen und Voraussagen, die ich in diesen Betrachtungen niederlegte, gelangten in die Presse aller Länder zum Abdruck, sie wirkten auf die Leser des „Temps“, des „Corriere della sera“ und des „Adverul“, sie erschienen im „Daily Telegraph“ und der „Nowoje Wremja“, sie drangen in die Schützengräben, die Gefangenenlager und die Lazarette, sie wurden von den Generalstäben verfolgt, sie suchten die Wahrheit, indem sie die Stärke der deutschen Waffen hervorhoben, ohne die Anstrengungen und Erfolge der Gegner zu verkürzen.*

Weil die Artikel Stegemanns bei aller Objektivität ihre Deutschfreundlichkeit nicht verleugneten, glaubte man in Frankreich, vor allem in französischen Militärkreisen, Stegemann werde heimlich und vorrangig aus propagandistischen Gründen vom deutschen Generalstab mit Informationsmaterial versorgt. Das war nicht zutreffend. Stegemann stammte indessen aus einer militärisch vorgeprägten Familie, wie wir noch hören werden, und er hatte deshalb seit frühester Jugend eine Vorliebe fürs Militärische.

Bereits als Gymnasiast las er zum großen Erstaunen seines Vaters eifrig die Generalstabswerke über den deutsch-französischen Krieg von 1870/71 und studierte später als Student in der Schweiz neben germanistischer und philosophischer Fachlektüre auch Carl von Clausewitz‘ Werk „Vom Kriege“ gründlich durch, was sein Denken stark beeinflußte. Daneben hatte Stegemann starkes Interesse an geographischen Fragen, besaß deshalb eine große, während des Krieges ständig ergänzte Sammlung topographischer Karten aller Kriegsschauplätze, befragte beständig ausländische Besucher der Schweiz, insbesondere wenn es sich dabei um Militärs und Politiker der beiden kriegführenden Seiten handelte, und führte einen regen Briefwechsel. Daneben las er eifrig alle in der Schweiz erreichbaren deutsch- und französischsprachigen Zeitungen, während ihn seine junge (zweite) Ehefrau, die Englisch beherrschte, bei der Auswertung englischsprachiger Zeitungen unterstützte. Zudem war ihm als ehemaligem politischem Journalisten die Kunst der Analyse zu eigen, und es gelang ihm, in Bergen von Sandkörnern die für eine erfolgreiche Analyse erforderlichen winzigen Goldkörnchen zu entdecken.

Zu militärischen Geheimdiensten, weder zum deutschen noch zum französischen, hat Stegemann keine Beziehungen gehabt, fast wenigstens. Denn es läßt sich heute nachweisen, daß es in der zweiten Kriegshälfte einige Verbindungen zum deutschen militärischen Geheimdienst IIIb gab, wo Stegemann wegen seiner deutschfreundlichen Haltung und seines beachtlichen Einflusses auf die neutrale und die feindliche Presse „persona grata“ war. Aus geschäftlichen Gründen legte Stegemann natürlich größten Wert darauf, seine später in einem vierbändigen Buch „Geschichte des Krieges“ zusammengefaßten Aufsätze aus dem „Bund“ möglichst zeitnah in Deutschland erscheinen zu lassen. Wegen seiner sehr objektiven militärischen Darlegungen wollte die deutsche militärische Zensur allerdings nicht genehmigen, daß das Buch noch während des Krieges erscheine. Erst als Hindenburg Generalstabschef und Ludendorff Generalquartiermeister geworden war, gelang es dem auch für Zensurfragen zuständigen deutschen Geheimdienstchef Major Walter Nicolai, dem Generalstab die Erlaubnis zum unzensierten Erscheinen des Stegemannschen Werkes abzutrotzen. Major Nicolai ließ es sich nicht nehmen, am 9. Januar 1917 Stegemann persönlich darüber briefliche Mitteilung zu machen. Damit hatte sich Major Nicolai die persönliche Dankbarkeit von Hermann Stegemann verdient.

Zwar blieb Stegemanns Urteil weiterhin unbestechlich, objektiv und neutral, doch erfüllte er nun kleinere Bitten des deutschen Geheimdienstes, wenn ihm diese die Neutralität der Schweiz nicht zu stören schienen. So scheint Stegemann einiges für die Verbreitung eines propagandistischen Lieblingskindes von Major Nicolai in der Schweiz getan zu haben, nämlich für die Verbreitung der vom deutschen Geheimdienst herausgegebenen französischsprachigen Zeitung „Gazette des Ardennes“, die sich ab Ende 1914/Anfang 1915 zunehmenden Zuspruchs in neutralen und französischsprachigen Ländern erfreute.[1] Gemäß dem Tagebuch des deutschen Geheimdienstoffiziers und Herausgebers der „Gazette des Ardennes“, Fritz H. Schnitzer, kam es am 26. August 1918 zu einer persönlichen Begegnung zwischen ihm und Hermann Stegemann in der Schweiz, in welcher er Stegemann zu bewegen suchte, im Interesse Deutschlands Artikel zur Friedensproblematik zu veröffentlichen.[2] Der betreffende, bislang unpublizierte Tagebucheintrag von Rittmeister Fritz H. Schnitzer über seinen Besuch in Stegemanns Landhaus in Gunten lautet:

„26.8.18 Fahrt nach Gunten am Thuner See über Thun. Besuche Stegemann, um ihm Vorschlag zu einem militärisch-politischen Artikel zu machen über „Bilanz eigener und feindlicher Friedensbedingung-Erklärungen von offiziellen Seiten“ mit der Absicht, dass das Fazit von ihm gezogen und dadurch zu einer Diskussion in Entente-Presse genommen wird. Er hält Idee für sehr gut, Augenblick ungeeignet, Schweizer Presse nicht in Betracht kommend, sondern Österreicher Presse in geeignetem Augenblick zu geben.“

Im literarischen Schaffen Hermann Stegemanns, aber auch während seiner journalistischen Tätigkeit und in seiner Tätigkeit als Militärbeobachter spielte das Elsaß immer eine besonders wichtige Rolle. So hat Stegemann mehrere, allerdings nicht sonderlich erfolgreiche Romane mit elsässischer Thematik verfaßt und behauptete zudem in seinen Lebenserinnerungen, er kenne das Elsaß aufgrund eigener Wanderungen so gut,[3] daß er bei der Behandlung dortiger Kampfhandlungen öfters gar keine Karten benötigt habe. Wenden wir uns also jetzt dem Leben Hermann Stegemanns zu, in dem das Elsaß eine besondere, ja nahezu entscheidende Rolle spielte.

Stegemanns Herkunft und seine besonderen Beziehungen zum Elsaß

So erstaunlich es klingen mag: Hermann Stegemann ist kein geborener Schweizer und auch kein geborener Elsässer. Er kam vielmehr am 30. Mai 1870 als Preuße im Rheinland, in Koblenz zur Welt. Seine väterlichen und mütterlichen Vorfahren stammten sogar aus weiter östlich gelegenen Gebieten Preußens, aus dem Harz und aus Pommern. Die Stegemanns waren ursprünglich ehrsame Ackerbürger und Schuhmacher-

meister in der hinterpommerschen Kleinstadt Körlin an der Persante gewesen. Stegemanns Großvater kam um 1830 als preußischer Musketier und späterer Unteroffizier nach Koblenz, wo er in eine katholische Familie aus dem Städtchen Rhense einheiratete und nach Beendigung seines militärischen Dienstverhältnisses ab 1852 im Oberpräsidium der Rheinprovinz zu Koblenz als kleiner Beamter (Schreiber) tätig war.

Stegemann senior war ein ausgeprägter preußischer Soldatentyp, ausgezeichneter Fechter, Schwimmer und Wanderer. Von ihm empfing Hermann Stegemann seine militärische Prägung, sein Großvater brachte ihm mit militärischen Methoden auch das Schwimmen bei. Wilhelm Stegemann, der Sohn von Hermann Stegemann sen. und Vater von Hermann Stegemann jun., sollte es nach des Vaters Willen im Militär- wie im Beamtenleben einmal weiter bringen. Der weiche, verträumte, stille, doch beharrliche Wilhelm Stegemann machte Abitur, studierte danach zwar nicht, brachte es aber als mittlerer Beamter dennoch bis zum Bezirkssekretär im elsässischen Colmar. Wilhelm Stegemann nahm als Offizier 1866 am preußisch-österreichischen Krieg und 1870/71 am deutsch-französischen Krieg teil. Er erreichte zur Freude des Vaters den Dienstgrad eines Premierleutnants der Landwehr und die Stellung eines Kompaniechefs. Die militärische Vorprägung des Journalisten Hermann Stegemann erklärt sich durch die väterlichen Vorfahren.

Die Unstetigkeit, der häufige Wechsel der Wohn- und Arbeitsorte beruht vermutlich auf den mütterlichen Erbanlagen. Die Mutter entstammte der Koblenzer Familie Bagusch, auch der Großvater mütterlicherseits war preußischer Unteroffizier gewesen, danach Gendarm in Koblenz geworden. Die Baguschs waren 1822 aus der nördlich vom Harz gelegenen Stadt Halberstadt nach Koblenz gekommen, sollen sich aber von Polen preußischer Staatsangehörigkeit hergeleitet haben. Obwohl Hermann Stegemann in seinen sonst recht offenherzigen Lebenserinnerungen schreibt, er wolle aus Pietätsgründen über seine Mutter nicht die volle Wahrheit mitteilen, reicht das Mitgeteilte aus, um erkennen zu lassen, daß die Ehe der Eltern letztlich gescheitert ist. Darunter hat Hermann Stegemann innerlich sehr gelitten. Der aufstrebende junge Beamte Wilhelm Stegemann hatte die 17jährige Susanne Bagusch gegen den Willen seiner wie ihrer Eltern geheiratet. Die beiden Familien standen einander deshalb recht kühl gegenüber und fanden sich eigentlich nur in der Sorge um die drei Enkel zusammen.

Hermann Stegemann kränkelte zeitlebens, seine zwei Jahre jüngere, sonst kerngesunde Schwester verstarb 1877 in Colmar binnen weniger Tage an einer Infektionskrankheit, und der zehn Jahre jüngere Bruder erlitt 1913 als preußischer Militärzahlmeister einen so schweren Reitunfall, daß er kurz nach dem Weltkrieg an den Folgen verstarb. Nach dem Tod der Tochter geriet die bis dahin glückliche Ehe der Eltern in eine Krise, zunehmende Entfremdung der Ehegatten belastete die Familie. Während Wilhelm Stegemann mit seinem Sohn Hermann das Elsaß in tage- und wochenlangen Wanderungen durchstreifte, stürzte sich die Mutter mit von ihren Eltern geborgtem Geld in wirtschaftliche Projekte, baute Häuser, kaufte und verkaufte Grundstücke, betrieb eine Pension. Das Ganze endete in Zahlungsunfähigkeit und Schulden. Die Mutter streifte nun planlos durch Europa und führte ein unstetes Leben. Das Geld, das ihrem Sohn Hermann ein späteres Studium hätte ermöglichen sollen, war vertan. Der Vater reichte sofort seine Pension als Beamter ein und bemühte sich für den Rest des Lebens, bei den Gläubigern den von seiner Gattin hinterlassenen Schuldenberg abzutragen.

Noch während der glücklichen Periode seiner Ehe, im Frühjahr 1872, war der Vater Hermann Stegemanns als Beamter von Koblenz nach Colmar an das dortige Bezirkspräsidium, eines der drei Bezirkspräsidien des damals jungen Reichslandes Elsaß-Lothringen, versetzt worden. Der knapp zweijährige Herrmann Stegemann verbrachte also seine ganze Kindheit und Jugend im Elsaß, lernte von seinem Colmarer Kindermädchen schnell Französisch und sprach dieses schließlich besser als Deutsch. Das Kindermädchen stammte nämlich aus einer französischsprachigen Berggemeinde namens La Roche, zwischen dem Fechttal und dem Weißtal gelegen. Sie war nach dem Verlust ihres eigenen Kindes als Amme in die Familie Stegemann gekommen, danach als Kindermädchen geblieben und liebte den kleinen Hermann und seine Schwester abgöttisch, die ihrerseits auf die „Nounou“ schworen. In seinem Vogesenroman „Daniel Junt“ hat Hermann Stegemann ihr ein Denkmal gesetzt. Das geliebte Kindermädchen führte den kleinen Hermann Stegemann in die Märchen und Sagen des Elsaß, in den elsässischen Geist ein. In Colmar wohnte die Familie Stegemann in der Neutorgasse, zwischen dem Marsfeld und der Judengasse gelegen, später in der Stanislausgasse. Unweit der Wohnung befand sich die Colmarer Brauerei Molly. Als diese 1873 abbrannte und die Familie Stegemann dadurch unmittelbar bedroht war, wurde dieses Erlebnis zur ersten nachhaltigen Kindheitserinnerung Hermann Stegemanns. Den Funkenregen des Brandes, der an die Scheiben der elterlichen Wohnung schlug, empfand Hermann als märchenhaft schön, und die Clairon-Signale der damals noch ganz französisch ausgerichteten „Pompiers“ (Feuerwehrleute) gefielen ihm sehr.

Die ganze Stadt Colmar, für Hermann Stegemann nunmehr die Heimat, sprach ihn an. Er schreibt in seinen Lebenserinnerungen:

Kolmar hatte den Charakter der alten oberrheinischen Reichsstädte treu bewahrt. Ein Kranz schön aufgestockter Giebelhäuser umgab das gedrungene Münster, in dem die Madonna im Rosenhag Martin Schongauers inbrünstige Kunst verkündete, die Stadtmauern, an denen Ludwig XIV. die Wehrgänge abgeschlagen und die Tore zerstört hatte, standen noch und schauten, von Wohnhäusern überhöht, auf die aufgefüllten Gräben, in denen breitschattende Linden wuchsen, aber die Stadt krankte an den Folgen des französischen Präfekturalsystems, das keine Selbstverwaltung mehr kennt. Sie lag träg und verschlafen zwischen ihren Rebgärten, Gemüsebeeten und stehenden Gewässern und hegte den Typhus in den versumpften Brunnen und stinkenden Kloaken.

Mit fünf Jahren wurde Hermann Stegemann in die Colmarer Kinderschule der Demoiselles Herr eingeführt, wo er sein „zierliches Französisch“ präsentierte, so daß alle auf den kleinen „Prussien“ stolz waren, und wo er das französische Alphabet und französische Gedichte erlernte. Obwohl er in dieser Umgebung eigentlich ein „weißer Rabe“ war,

fiel das wegen seiner Sprachbeherrschung kaum jemand mehr auf. Bald errang er im Sprachwettbewerb den ersten Preis beim Aufsagen eines französischen Gedichts.

Gern schlich sich der kleine Hermann in die Colmarer Kaserne der „kurmärkischen Dragoner“ (Dragoner-Regiment Nr. 14), „um zu sehen wie die Remonten[4] in der Reitbahn bewegt wurden und die langen Schwipppeitschen hinter ihnen herfegten.“

Am 8. Januar 1877 ging Hermann Stegemann in die „Nona“ des Kolmarer Lyzeums über und entwickelte sich zu einer ausgeprägten Leseratte, der auch das Flunkern nicht unbekannt war. Ab dieser Zeit unternahm er mit seinem Vater in den Vogesen ausgedehnte Bergwanderungen. Er erinnerte sich noch als alter Mann einer eiskalten Sommernacht des Jahres 1877, als er, in den Lodenmantel des Vaters gewickelt, auf der Kuppe des Belchens vor dem Steinmal des Vogesenvereins sehnsüchtig das Erscheinen der wärmenden Sonne erwartete. Ein anderes Mal überraschte die beiden in den Hochvogesen ein so heftiger Gewittersturm, daß sie drei Tage in einem Bergrasthaus am Weißen See aushalten mußten.

Im Alter von neun Jahren erwanderte Hermann Stegemann mit seinem Vater das Schlachtfeld von Wörth, wobei ihm der Vater vor Ort den Kampf um den Niederwald und den Todesritt der französischen Kürassiere erläuterte.

Auf dem Colmarer Friedhof, wo seine jüngere Schwester begraben lag, graulte sich der kleine Junge sehr vor dem Grabmal eines Mobilgardisten, der im Dezember 1870 bei Schlettstadt an einem Illübergang gefallen war: *Zwei Steinplatten lagen nebeneinander, ein Bronzearm reckte sich aus der Spalte zwischen den Steinen und griff nach dem nackten Schwert, das auf der einen Platte festgenietet lag. Die Finger krümmten sich suchend eine Spanne breit vor dem Degengriff. Ich habe manchmal an dem Schwert gerüttelt, einmal auch mit verbissenen Zähnen und wildem Herzklopfen die Bronzehand gepackt, um den Schauder zu bannen, der aus dem gesprengten Grabe dampfte. Es war mir, als zuckten die kalten Finger in meiner Hand.*

Das Beamtenleben der aus den deutschen Bundesstaaten ins Elsaß versetzten Beamten war anfangs nicht so stark vom Kastengeist geprägt wie andernorts. Das änderte sich aber schnell. Stegemann schreibt darüber: *Das war nur im Elsaß möglich, denn hier hielten die deutschen Beamten anfangs eng zusammen und ließen die Unterschiede des Ranges und der Kaste außer acht, um im fremden Lande inmitten einer scheu und mißtrauisch sich zurückhaltenden Bevölkerung eine geschlossene Schicht zu bilden. Da trat die Hierarchie zugunsten einer pseudodemokratischen Vermischung der Rangklassen zurück. Als die Beamtenschaft sich vermehrte und die Verhältnisse sich festigten, nahm dies ein Ende. Der Kastengeist triumphierte wieder.*

Diese Veränderung vollzog sich etwa um das Jahr 1875, das in der Geschichte des Reichslandes Elsaß-Lothringen Epoche machte, denn es sah den Landesausschuß ins Leben treten und die Partei der Autonomisten entstehen, die sich im Gegensatz zum radikalen Protestlertum dem Zusammenwirken mit der Landesregierung und dem Deutschen Reichstag nicht entzogen und die geschichtlichen Tatsachen bis auf weiteres anerkannten.

Der Vater scheint ein recht liberal denkender Mann gewesen zu sein. Wenn der Gymnasiast Hermann unter Aufsicht des Vaters in dessen Dienstzimmer auf der Colmarer Präfektur seine Latein- und Mathematikhausaufgaben machte, bewunderte er immer eine dort stehende Gipsbüste der Kaiserin Eugénie, die noch aus französischer Zeit stammte. Vater Stegemann hatte sie in der Präfektur gefunden, gereinigt und auf den Kaminsims gestellt. Es war wohl die einzige Eugénie-Büste, die in einem Amtszimmer des Deutschen Reiches stand, und keiner der Vorgesetzten des Bezirkssekretärs Stegemann bemängelte das.

Als Zwölfjähriger war Hermann Stegemann Zeitzeuge des in den ersten 100 Jahren deutscher Eisenbahngeschichte schwersten Eisenbahnunfalls, des Unglücks von Hugstetten am 3. September 1882. Ein auf der Strecke Colmar-Freiburg verkehrender Sonderzug hatte eine viel zu geringe Bremskapazität, weil von vorherein viel zu wenige Waggon-Bremser eingeteilt waren und sich diese während der Fahrt größtenteils mit anderen Dingen beschäftigten, so daß der Zug auf abschüssiger Strecke kurz vor Freiburg zunächst ins „Schwingen“ geriet und danach entgleiste. 69 Todesopfer waren zu beklagen, etwa 230 Personen wurden verletzt. Beinahe wären Hermanns Mutter sowie die Großmutter Bagusch betroffen gewesen, doch glücklicherweise war es dem Vater wegen des Andrangs von Mitfahrenwollenden nicht mehr gelungen, Fahrkarten zu lösen. Als Beamter wurde der Vater am Unglücksabend militärisch einberufen und befehligte eine Halbkompanie Infanterie, die auf dem Colmarer Bahnhof beim Antransport der vielen Toten und Verletzten gegenüber den erregten Angehörigen die Ordnung aufrecht erhalten mußte.

Unter den Toten befand sich auch die Gattin von Stegemanns Colmarer Geschichtslehrer am Lyzeum, Dr. Wesener. Wesener war die erste Lehrerpersönlichkeit, die auf Stegemann Eindruck machte, er weckte in ihm die Liebe zur Geschichte. Als Hermann Stegemann 1885 in die Obertertia aufrückte, war die Störung der Familienverhältnisse schon so weit fortgeschritten, daß er allmählich ein ziemlich schwieriger Schüler wurde, der es liebte, mit den Lehrern zu streiten; im nachhinein bewunderte er sie wegen der Geduld, die sie ihm gegenüber aufgebracht hatten. Wie tief er sich inzwischen in Welt und Sprache der Elsässer eingelebt hatte, beweist eine kleine Anekdote aus der Zeit der Reichstagswahl von 1887, der sogenannten Septennatswahl, vor der der Wahlkampf in Elsaß-Lothringen besonders erbittert geführt wurde: *Mein Vater war selbst in der Wahlschlacht tätig und fuhr mit einem elsässischen Freund in die Ill- und Thurdörfer hinaus, um für den nationalen Kandidaten zu werben. „Schade, daß du nicht mitkannst, dein Elsässerdeutsch könnten wir gebrauchen“, scherzte er.*

Obwohl er häufig krank und infolge der familiären Zerwürfnisse schon längst kein guter Schüler mehr war, begeisterte sich Hermann Stegemann als Gymnasiast für Literatur, las viel gute Prosa und fertigte eigene Gedichtsammlungen an, die er an damals hochgerühmte deutsche Schriftsteller verschickte. Mit dem Schriftsteller und Ägyptologen Georg Ebers, mit dem Grafen Schack und mit Georg Hausrath geriet er so in Verbindung, während der von ihm sehr verehrte Felix Dahn ihm als Zeichen des Eingangs der Postsendung nur kommentarlos seine Visitenkarte schickte. Davon stark enttäuscht, machte Stegemann

dem Geheimrat, Juraprofessor und Verfasser vielgelesener historischer Romane nicht die persönliche Aufwartung, als Dahn mit seiner Gattin Therese, einer Nichte von Annette von Droste-Hülshoff, 1877 Colmar besuchte. In Colmar erregte Therese Dahn großes Aufsehen, sie trug nämlich ein einfach gegürtetes weißes Kleid, während gemäß Pariser Mode, die man in Deutschland eifrig nachahmte, damals sogenannte „culs de Paris“ (in Deutschland schamhaft als „Tournüren“ bezeichnet) üblich waren.
(Teil 2 folgt in der nächsten Ausgabe!)

Anmerkungen:

[1] Siehe meinen Aufsatz über deren Chefredakteur René Prevot in: Der Westen, Heft 3/4 2013, S. 6–13.

[2] Siehe dazu Jürgen W. Schmidt und Bernd Schnitzer (Hrsg.), Militärischer Alltag und Pressearbeit im Großen Hauptquartier Wilhelms II. – die „Gazette des Ardennes“. Die Kriegstagebücher des Rittmeisters Fritz H. Schnitzer (22.9.1914–22.4.1916) (Forum moderne Militärgeschichte, 8), Berlin 2014, S. 11. Diesem Band 1 der Publikation der Schnitzer-Tagebücher, der bis April 1916 reicht, wird in Kürze der Band 2 mit der Veröffentlichung der bis November 1918 reichenden Tagebücher folgen. Dort findet sich auf S. 265 eine Aussage Stegemanns aus seinen 1930 erschienenen Lebenserinnerungen, er habe persönlich den Ratschlag erteilt, in der „Gazette des Ardennes“ die Namen der in Deutschland befindlichen französischen Kriegsgefangenen zu veröffentlichen. Diese Bekanntgaben verschafften der Zeitung natürlich in Frankreich einen großen Leserkreis. In meinem Buch über die „Gazette des Ardennes“ habe ich allerdings nachgewiesen, daß der Herausgeber, Rittmeister Fritz Schnitzer, von sich aus auf diesen Einfall gekommen ist. Auch erwähnt Schnitzer in seinem bezüglich der „Gazette des Ardennes“ ziemlich offenherzigen Tagebuch nichts, was auf frühe Einflüsse von Hermann Stegemann auf diese Zeitung schließen ließe.

[3] Stegemann war seit seiner frühesten Jugend ein ganz eifriger Wanderer und schrieb auf S. 2 seiner Lebenserinnerungen: „Es ist kein Tal im Elsaß, keins im Badener Land, durch das nicht mein Wanderschuh schritt. Die Schwarzwaldberge sind als vertraute Gefährten in meine Erinnerung eingezogen, und in den Vogesen fände ich wohl noch heute Weg und Steg zu jedem Gipfel und jeder Kuppe.“

[4] Pferde im Alter von 4 bis 5 Jahren, die als Militärpferde ausgebildet werden.

Cercle Joseph Rossé in Colmar gegründet

Am 22. Oktober 2016 ist in Colmar ein „Cercle Joseph Rossé“ gegründet worden. Ziel dieser Vereinigung ist es, die Forschung über den Heimatrechtler Rossé (1892–1951) fortzuführen, ihn besser bekannt zu machen und zu rehabilitieren. Am gleichen Abend fand eine Gedächtnisveranstaltung an seinem Grab auf dem Friedhof am Ladhof in Colmar statt.

Joseph Rossé verstarb vor 65 Jahren, am 24. Oktober 1951, nach schwerer Krankheit im Gefängnis in Eysses (Lot-et-Garonne). Das Gericht in Nancy hatte ihn am 29. Mai 1947 in einem Epurationsprozeß wegen Landesverrats zu 15 Jahren Zwangsarbeit, 20 Jahren Aufenthaltsverbot, Aberkennung der bürgerlichen Rechte auf Lebenszeit und Konfiskation seines gesamten Vermögens verurteilt, obwohl über hundert Entlastungszeugen, darunter Robert Schuman, sich für ihn eingesetzt hatten. Er selbst hatte immer wieder erklärt, er habe den undankbaren und schwierigen Weg gewählt, mit den Machthabern der Stunde zusammenzuarbeiten, soweit seine Ehre und Würde als Christ es erlaubten, um seinen Landsleuten zu helfen.

An seiner Beerdigung nahmen Hunderte von Trauergästen aus dem Elsaß und Ostlothringen teil. In den folgenden Jahrzehnten wurde er in der elsässischen Öffentlichkeit nur selten erwähnt, bis 2003 das Buch von Gabriel Andres erschien: „Joseph Rossé. Itinéraire d‘un Alsacien ou le droit à la différence“. Der Band 27 (2013) der „Oberrheinischen Studien“ enthält einen ausführlichen Artikel von Dr. Pia Nordblom (Universität Mainz): „Multiple Realitäten zwischen Widerstand und Kooperation, Nation und Region. Joseph Rossé und der Verlag Alsatia in der Zeit des Zweiten Weltkriegs“. Sie kommt zu dem Schluß, eine Beurteilung der Handlungsweisen Rossés sei heute noch immer schwierig.

Joseph Rossé, um 1930
(Foto: Carabin)

2015 veröffentlichte der in Mülhausen aufgewachsene Volkswirtschaftler und Historiker Michel Krempper sein Buch: „Aux sources de l‘autonomisme alsacien-mosellan 1871–1945“, dem 2016 eine weiteres folgte: „Joseph Rossé (1892–1951), Alsacien interdit de mémoire“, in dem das Leben dieses sundgauischen Lehrers, christlichen Gewerkschaftlers, Generaldirektors des Alsatia-Verlags und Wortführers der Volkspartei UPR ausführlich dargestellt wird. Krempper konnte dafür auch bisher noch unbekannte Quellen der Bibliothèque Nationale et Universitaire und aus dem Besitz einer Großnichte Rossés auswerten. Er kommt zu dem Schluß, der Prozeß Rossés sei eine skandalöse Justizkomödie gewesen.

Nun wird sich der „Cercle Joseph Rossé“, dessen Sekretär Michel Krempper ist, weiter damit befassen. Präsidentin ist Nadia Hoog, die bei den letzten Regionalwahlen im Oberelsaß die Liste von „Unser Land“ anführte.

Ein elsässischer Naturwissenschaftler in Litauen: Ludwig Heinrich Bojanus (1776–1827)

Ludwig Heinrich Bojanus wurde am 10. Juli 1776 in Buchsweiler geboren. Sein Vater, Johann Jakob Bojanus, Kanzlist des Forstamts der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, stammte aus Westhofen, seine Mutter Maria Eleonore Magdalena, eine geborene Kromeyer, aus Buchsweiler. 1793 zog die Familie nach Darmstadt. Dort setzte Ludwig Heinrich Bojanus seine Schulausbildung fort und studierte anschließend Medizin in Jena, Berlin und Wien. Nach seiner Rückkehr wirkte er von 1798 bis 1801 als Arzt in Darmstadt. Als man dort die Gründung einer Schule für Tierärzte plante, bot man Bojanus die Stelle des Direktors an. Um sich für diese Aufgabe vorzubereiten, besuchte er in den Jahren 1801 bis 1803 Tierarztschulen und Tierzuchtanstalten in Paris, Alfort, London, Hannover, Wien, Dresden, Berlin und Kopenhagen.

Nach seiner Rückkehr erfuhr er, daß man in Darmstadt das Projekt inzwischen aufgegeben hatte. Aber die Universität im litauischen Wilna (litauisch: Vilnius, polnisch: Wilno) suchte damals einen Professor für den neuen Lehrstuhl der Tiermedizin. Bojanus bewarb sich und erhielt die Stelle. Von 1806 bis 1824 war er dort unermüdlich tätig. 1814 veranlaßte er die Gründung eines Lehrstuhls für vergleichende Anatomie, 1815 den Lehrgang Tierchirurgie, 1823 die Errichtung einer Tierarztschule in Wilna, die erste im heutigen Litauen. 1816 wurde er vom russischen Kaiser Alexander I. geadelt und 1821 zum Staatsrat ernannt. Er wurde auch Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften Schwedens und der kaiserlichen Landwirtschafts-Sozietät Rußlands. Bojanus veröffentlichte über 40 wissenschaftliche Werke, vor allem über Reptilien, Mollusken und Wildrinder. Sein besonderes Interesse galt den europäischen Schildkröten.

1824 gab er nach einer schweren Erkrankung seinen Lehrstuhl auf und kehrte nach Darmstadt zurück, wo er am 2. April 1827 starb.

Am 24. September 2016 wurde im Rathaus seiner Heimatstadt Buchsweiler eine von Jonas Jageda geschaffene Büste des Naturwissenschaftlers Bojanus feierlich enthüllt. Anwesend waren u. a. der litauische Botschafter in Frankreich, Dalius Cekvolis, der Rektor der Universität Vilnius, Arturas Zukauskas, der Direktor des Universitätsmuseums Vilnius Rasmusvas Kondrajas sowie der Buchsweiler Bürgermeister Alain Janus und der Historiker Philippe Edel, der zusammen mit Piotr Daskiewicz eine Bojanus-Biographie veröffentlicht hat: Louis Henri Bojanus, le savant de Vilnius [Ludwig Heinrich Bojanus, der Gelehrte von Wilna], Strasbourg 2015.

Bedauerlich und bemerkenswert ist, daß zu der Feier Persönlichkeiten aus Darmstadt offensichtlich nicht geladen waren.

Quelle: Charles Haegen: Bojanus. In: L'ami hebdo, N° 39 (25. September 2016) und N° 40 (2. Oktober 2016)

BUCHBESPRECHUNG

Bernard Wittmann:
Une épuration ethnique à la française. Alsace-Moselle 1918–1922

Fouenant (Yoran) 2016, 215 Seiten (ISBN 978-2-36747-026-9

Der elsässische Historiker Bernard Wittmann hat mit dem Buch „Une épuration ethnique à la française“ ein wichtiges Buch zu einem in der bisherigen geschichtswissenschaftlichen Literatur, sowohl auf deutscher als auch auf französischer Seite, kaum behandelten Gegenstand vorgelegt. Es stellt die Maßnahmen dar, die der französische Staat, nachdem er im November 1918 in unmittelbarer Folge des Einmarsches französischer Truppen im Reichsland Elsaß-Lothringen die gesamte vollziehende Gewalt übernommen hatte, ergriffen hat, um dieses Gebiet in einem völlig französischen Sinn umzuwandeln.

Das Buch gliedert sich in neun Kapitel, denen ein mehrere aussagekräftige Dokumente abbildender Anhang folgt. Die Kapitelüberschriften lauten: I. Die Lage des Elsaß am Vorabend des Großen Krieges, II. Das Elsaß während des Krieges, III. Die „Befreier“ treffen ein, IV. Elsaß-Lothringen „entbochisieren“, V. Eine ethnische Säuberung nach französischer Art, VI. Die Prüfungskommissionen (commissions de triage) für Elsaß-Lothringen, VII. Ein menschliches Drama, VIII. Errichtung der französischen Verwaltungen: die jakobinischen Kräfte tragen den Sieg davon, IX. Die dreifarbene (trikolore) Trunkenheit fällt so rasch, wie sie aufgestiegen ist.

Vorausgeschickt sei, daß das Buch den Schwerpunkt auf das Elsaß legt und daß der Bezirk Lothringen nicht in dem ihm an sich zustehenden Maße berücksichtigt wird.

Das erste Kapitel (S. 9–22) bietet nur einen kurzen Überblick. Auf einen Irrtum sei hingewiesen: Edwin von Manteuffel war nicht der erste von vier, sondern der erste von sechs kaiserlichen Statthaltern (S. 16). Wittmann weist darauf hin, wie wirklichkeitsfremd das, was die racheschnaubenden französischen Schriftsteller der Zeit vor 1914 (Régamey, Clarétie, Daudet, Bazin, Barrès usw.) über das Elsaß und Lothringen schrieben, war, beherrschten sie ja nicht einmal die Sprache des Landes, das sie als französisch beanspruchten, waren sie doch auf die Auskünfte der zahlenmäßig geringen frankophilen großbürgerlichen Kreise und deren Sichtweise angewiesen (S. 19).

Das zweite Kapitel (S. 23–42) schildert die verschiedenen einander widersprechenden Bestrebungen, die im Reichsland in den Monaten September, Oktober und November 1918 bis zum Zeitpunkt des Einmarschs der französischen Truppen

wirkten. Der Elsässer Bund warb zunächst für den Verbleib bei Deutschland; als die Unmöglichkeit des Verbleibs beim Reich offenkundig war, trat er für die Neutralisierung Elsaß-Lothringens ein. Der Nationalrat, aus Mitgliedern der zweiten Kammer des Landtags gebildet, glitt mehr und mehr in die Richtung der bedingungslosen Eingliederung nach Frankreich ab. Schlüsselfigur war hier der Abbé Nicolas Delsor. Über ihn schreibt Wittmann: „Dieser kann nun seiner ‚Strategie' freien Lauf lassen, die geprägt ist von kriecherischen Bücklingen, Unterwerfung und Rückweichen, unterstützt von patriotischen Glaubensbekenntnissen, in ihrer Übertreibung und Speichelleckerei anwidernd. Seine Hauptsorge ist die Aufrechterhaltung des Konkordats selbst um den Preis eines vollständigen oder teilweisen Verzichts auf die verwaltungsmäßige Eigenständigkeit." Wittmann spricht von „elsässischer Naivität" (S. 37) sowie von einem „kollektiven politischen Selbstmord" (S. 38).

Das Kapitel III stellt dar, wie die Vertreter der französischen Staatsmacht im Lande empfangen wurden. In den großen Städten des Landes, Straßburg, Colmar, Mülhausen, Metz, bereiteten große Teile der Bevölkerung den französischen Soldaten einen begeisterten Empfang, wobei Träger der Begeisterung vor allem der weibliche Teil der Bevölkerung, die Alten und die Kinder waren. Der französische General Dubourg schrieb darüber später: „Wenn das weibliche Geschlecht sich mit der Uniform verbrüdert, verhält es sich bei den jungen Männern anders, sie schauen uns mit einem sehr schiefen Auge an" (S. 48). Im Weinbaugebiet und in den meisten protestantischen Dörfern, vor allem im Hanauer Land und im Krummen Elsaß, blieben viele Fensterläden geschlossen, weigerte man sich zu flaggen. Die am 9. Dezember 1918 vom Balkon des Straßburger Rathauses gehaltene Rede Poincarés, die die berühmt-berüchtigte Feststellung „Le plébiscit est fait" enthielt, war einschließlich dieses Ausrufs von dem designierten Straßburger Bürgermeister Léon Ungemach entworfen (S. 52). Der Ausruf erfolgte also keineswegs spontan.

Den Taumel, der weiteste Kreise der Elsässer im Herbst 1918 erfaßt hatte, vergleicht Wittmann mit der Begeisterung der afrikanischen Massen des damaligen französischen Afrika, die noch wenige Monate vor der Unabhängigkeitserklärung ihrer Länder den französischen Gouverneuren bei deren Rundreisen huldigten, am laufenden Band die „Marseillaise" singend und fieberhaft blau-weiß-rote Fähnchen schwingend, sowie der Massen, die noch wenige Wochen vor der Invasion der Westalliierten in Paris, Nancy, Épinal, Dijon dem Marschall Pétain Begeisterungsstürme darbrachten, „Maréchal nous voilà" sangen – und wenige Monate später seinen Tod forderten (S. 55 f.). Man braucht aber gar nicht so weit, nicht ins Elsaß, nach Frankreich oder gar nach Afrika zu gehen, nicht so weit zurückzublicken, um auf gleiche Verhaltensweisen zu stoßen. Alle Diktaturen, nicht nur die fernen, sondern auch die nahen, nicht nur die vergangenen, sondern auch die derzeitigen, beruhen auf der Neigung des Menschen, sich anzupassen, das zu tun, was die meisten, ja scheinbar alle anderen tun, zu sprechen, wie „alle" sprechen, zumindest zu schweigen, wo er seine wahre Meinung sagen sollte, zu ducken und notfalls zu kriechen. Darauf können sich leider auch heutzutage alle Politiker (und Politikerinnen!) verlassen.

Das vierte Kapitel (S. 57–70) stellt die Methoden des „débochiser" dar. Gedankliche Grundlage war die Überzeugung von der Minderwertigkeit und moralischen Schlechtigkeit alles Deutschen. „Für zahlreiche Franzosen verkörperten die Deutschen das unüberbietbare Übel: der ‚Boche' ist ein Unglücksfall der Natur, ein bösartiges Wesen. Ununterbrochen stellen sie der ‚Barbarei' der Deutschen, der Grobschlächtigkeit ihrer Kultur, ihrer Gebräuche die Verfeinerung der französischen Sprache, Kultur und Zivilisation gegenüber" (S. 57 f.). Wittmann zitiert Gabriel Langlois, für den Attila „der erste deutsche Barbar" war und der dachte, das einzige Heilmittel bestehe darin, „das Tier zu töten, um das Gift zu töten". Die „francisation à outrance" erfolgte einerseits durch Herabsetzung alles Deutschen, andererseits durch Verherrlichung alles Französischen, insbesondere der Sprache. Aus der Reichslandzeit stammende Denkmäler wurden verstümmelt, gestürzt und vernichtet, in Straßburg, in Metz und anderswo. Eigennamen von Personen und Orten wurden geändert. In Karikaturen wurden die Deutschen verhöhnt oder beschimpft (wodurch eine während des Weltkrieges aufgekommene Gewohnheit ins Elsaß übertragen wurde), alles Französische beweihräuchert. Die „Marseillaise" wurde zum Dauergesang, selbst unter dem Christbaum des Jahres 1918, bemerkenswert in einem Land, in dem nur eine Minderheit der französischen Sprache einigermaßen mächtig war.

Wittmann weist zu Recht darauf hin, daß aus der Zeit vor 1870 stammende Denkmäler (General Kléber in Straßburg, General Rapp in Colmar, Admiral Bruat in Colmar) in der Reichslandzeit geachtet, gepflegt und auch während des Weltkrieges den Metallbeschlagnahmungen nicht zum Opfer gefallen waren. Die Einpeitscher dieses vollständigen und gewalttätigen Wertewechsels waren unter anderen die katholischen Geistlichen Delsor und Wetterlé, die Politiker Peirotes, Herrenschmidt, Pfleger, Laugel, Helmer, Ungemach, Kieffer, Dollinger, der Journalist Bourson, der Rechtsanwalt Eccard, der Literat Pierre Bucher, die Zeichner „Hansi" und Zislin. Die auffälligste Kehrtwendung machten die elsässischen Sozialdemokraten. Waren sie bis vor kurzem noch grundsätzlich deutschfreundlich, mauserten sie sich unter ihrem Führer Jacques Peirotes sofort zu jakobinischen französischen Sozialisten.

Das fünfte Kapitel (S. 71–128) stellt die Auswirkungen der „Entdeutschung" für den einzelnen dar. Schon vor Kriegsausbruch waren in Paris „schwarze Listen" zusammengestellt worden, auf denen die Namen der im Elsaß lebenden sogenannten Altdeutschen und sogenannten Altelsässer verzeichnet waren, die es im Falle eines Eindringens französischer Truppen zu „neutralisieren" galt. Im August 1914 verfügte die französische Armee deshalb bereits über genaue Personenaufstellungen, aufgrund deren sie im Sundgau und in den Vogesentälern, in die sie eingedrungen waren, Verschleppungen vornehmen konnte. Für die 5 560 elsaß-lothringischen Zivilisten und 5 059 für die Landwehr mobilisierbaren männlichen Personen, die ab dem August 1914 nach Frankreich verbracht worden waren, wurden dort 153 „camps de concentration" – das war die offizielle Bezeichnung – errichtet. (Auch Albert Schweitzer befand sich in einem solchen, in dem von Garaison.) Insgesamt 15 000 elsaß-lothringische Zivilisten waren in Frankreich interniert. Frankreich hat erst 1931 den 7 853

anerkannten Opfern eine Entschädigung zuerkannt, und zwar 16 Millionen Francs, wohingegen ein deutsch-französisches Schiedsgericht den 4 820 während des Weltkrieges ins Innere des Reiches – doch nicht in Lagern festgehaltenen! – verbannten Elsaß-Lothringern 125 Millionen Francs zuerkannt hatte.

Schon am 2. November 1918, also noch vor dem Waffenstillstand, wurden durch einen ministeriellen Runderlaß commissions de triage, die der zukünftigen Prüfung der Elsaß-Lothringer auf mögliche deutschfreundliche Gefühle, auf ihr vor und während des Krieges gezeigtes Verhalten dienen sollten, errichtet. Ein Netz von Schnüfflern legte sich ab dem November 1918 auf das Land. Für die Franzosen war ein deutschfreundlicher (germanophile) Elsässer noch schlimmer als ein Deutscher. Schon im November begannen die Ausweisungen (expulsions), die meisten mußten ihre gesamte Habe zurücklassen, doch mußten sie vor der Ausweisung nachweislich allen Verbindlichkeiten, insbesondere allen steuerlichen Verpflichtungen nachgekommen sein. Die von Straßburg aus Ausgewiesenen hatten sogar die Verbringung an die Kehler Rheinbrükke selbst zu bezahlen (S. 96). Die zurückgelassene Habe wurde in vielen Fällen geplündert oder weiterverkauft. Viele Elsässer machten einträgliche Geschäfte. In Colmar wurden am 20. und am 21. November 1918 alle Geschäfte von Altdeutschen geplündert, in Mülhausen, wo diese 10 v. H. der Bevölkerung ausmachten, geschah das gleiche in der Nacht zum 30. November (S. 80). Alle „deutschen“ Bürgermeister wurden abgesetzt, alle gewählten Gemeinderäte aufgelöst und durch Verwaltungskommissionen ersetzt. Allerdings verstanden viele Elsässer nicht, weshalb aus der alemannischen Ortenau oder dem Breisgau gekommene Nachbarn, die die gleiche Sprache wie sie sprachen und die sie verstanden, für sie plötzlich „indésirable“ Ausländer sein sollten und aus Frankreich oder gar aus den Kolonien gekommene Franzosen, die eine andere Sprache sprachen, ersehnte Landsleute.

Von den 150 Professoren der Kaiser-Wilhelms-Universität zu Straßburg wurden 1918/19 mit Ausnahme von Werner Wittich alle ausgewiesen, auch die Altelsässer Gustav Anrich und Albert Ehrhard. Ausgewiesen wurden die Dombaumeister in Metz, Paul Tornow (dieser 1919), und Johann Knauth in Straßburg (1921). Vielfach vollzogen sich die Ausweisungen unter dem Hohngelächter von Soldaten, vielfach – besonders an der Kehler Rheinbrücke – auch unter dem Gejohle von nach „Tagesleistung“ (zunächst zu 5 Francs je Tag, später zu 8 bis 10 Francs) bezahltem Gesindel. (Der Methode des Antransports und der Bezahlung von bezahlten „Demonstranten“ bedient sich die offizielle Politik – nicht im Elsaß – übrigens bis heute.) Bis 1922, ja in Einzelfällen bis 1924, setzten sich die Ausweisungen fort.

Viel böses Blut machte die Einteilung der Bevölkerung nach Abstammung in vier Kategorien und die entsprechende Austeilung von Karten A, B, C, D. Ungefähr ein Viertel der ausgeteilten D-Karten, der Karten für diejenigen, die von zwei altdeutschen, also vor 1871 in Baden, Bayern, Württemberg, Preußen und anderen deutschen Staaten ansässig gewesenen, Eltern abstammten, wurden in Straßburg ausgeteilt. In der Hauptstadt des Landes, die 1910 178.290 Einwohner zählte, wurden insgesamt 123 958 Karten ausgeteilt. Der Unterschied erklärt sich durch die Tatsache, daß Kinder unter 15 Jahren keine Karte erhielten und daß die schon in den ersten Wochen „wild“ ausgewiesenen Altdeutschen natürlich nicht mehr erfaßt wurden. Unheilvoll wirkte sich die Ausgabe dieser Karten auf die Ehen aus, in denen ein Teil altdeutsch, der andere Teil altelsässisch bzw. altlothringisch war. 1922 wurde für mit einem Altelsässer verheiratete D-Kärtler der Erwerb der französischen Staatsangehörigkeit erleichtert. Die Art der Karte spielte nicht nur bei den Ausweisungen, sondern auch für die Frage der Erwerbung der französischen Staatsbürgerschaft eine große Rolle.

Da während des 2. Weltkrieges viele registres de réintégration verschwanden und viele Elsässer ihr „certificat de réintégration“ nicht mehr besaßen, entstanden nach 1945 Unklarheiten hinsichtlich des Besitzes der Staatsangehörigkeit, die erst durch Gesetze von 1961, 1971 und 1998 endgültig beseitigt wurden.

Ja, die Bedeutung der Karten ging über die mit Ausweisung und Staatsangehörigkeit verbundenen Fragen hinaus. Als im Dezember 1919 der Umlauf der deutschen Währung im ehemaligen Reichsland verboten wurde, erhielten A-Kärtler, also Personen rein altelässischer bzw. altlothringischer Abkunft, für 1 Mark 1,25 Francs, wohingegen D-Kärtler nur 0,74 Francs eintauschen konnten.

1910 hatte das Reichsland eine Bevölkerung von 1 874 014 Personen umfaßt, von denen etwa 300 000 Altdeutsche waren (die Militärpersonen eingeschlossen). Im Elsaß lebten 137 000 Altdeutsche, allein in Straßburg etwa 60 000. In Lothringen war der Anteil der Altdeutschen an der Gesamtbevölkerung höher als im Elsaß. Allein in Metz waren von 68 538 Einwohnern 36 125 Altdeutsche. Die dortigen Altdeutschen wurden als erste von den Ausweisungen betroffen. „Es beginnt ein Regime von ungehemmter Brutalität! Die französischen Besatzungstruppen orchestrieren den Einleitungsfeldzug der Säuberung, die man als wild, da nicht durch eine zivile Macht eingedämmt, einstufen kann.“ Die für die ersten großen Austreibungswellen Verantwortlichen sind die Generäle Gouraud und Vandenberg sowie der Hochkommissar Maringer. Die Denunziation blühte. Wittmann breitet aus den Akten des Bezirksarchivs zu Straßburg dafür einige Beispiele aus (S. 121–127). Auch Albert Schweitzer wurde als Verdächtiger unter Überwachung gestellt. Der der Industriespionage mittels hypnotischer Mittel verdächtige und deshalb ebenfalls überwachte Dornacher Theosoph Steiner kann wohl niemand anderer sein als der Anthroposoph Rudolf Steiner (S. 126, 204). „Dieser Geschmack an Zuträgerei“, schreibt Wittmann, „desgleichen eine gewisse Neigung zu Kriecherei scheinen das düstere Gesicht der elsässischen Persönlichkeit zu sein. Es ist oftmals ein Charakteristikum unterworfener Völker“ (S. 121).

Die große Zahl von auf die Ausweisung von Altdeutschen zielenden Denunziationen – als Beispielgeber für Denunziation nennt Wittmann vor allem den Abbé Wetterlé, Lazare Weiller, „Hansi“, Peirotes, Henri Zislin – verursachte ein Klima solcher Unruhe und verunsicherte auch die Behörden in so hohem Grade, daß diese versuchten, eine rechtliche Grundlage zu finden. Zunächst dachte man daran, einen Erlaß des elsaß-lothringischen Ministeriums von 1891 über die Ausweisung von Ausländern zur Grundlage zu nehmen.

Wohl deshalb, weil dieser Erlaß sich auf Ausländer bezog, deren Aufenthaltsberechtigung jeder Staat, und zwar ähnlich, regelte, wurde er nicht als Handhabe genommen. Schließlich war zu diesem Zeitpunkt Elsaß-Lothringen rechtlich noch nicht einmal ein Bestandteil der Französischen Republik, sondern noch des Deutschen Reiches. Man griff dann auf ein französisches Gesetz von 1849 zurück, das es der Polizei erlaubte, jeden Ausländer über die Grenze zu schaffen. Wittmann schreibt nicht, ab wann dieses Gesetz im ehemaligen Reichsland angewandt wurde. Rechtlich vertretbar wäre die Anwendung allerfrühestens ab dem 28. Juni 1919 gewesen. Das Diktat von Versailles wurde von der Deutschen Nationalversammlung erst am 16. Juli 1919 ratifiziert und im Reichsgesetzblatt am 12. August 1919 verkündet. In Kraft trat es sogar erst am 10. Januar 1920, nachdem alle Staaten, die unterschrieben hatten, die Ratifikationsurkunden in Paris niedergelegt hatten.[1] Erst ab diesem Zeitpunkt zog das Deutsche Reich aus den Gebieten, in deren Abtretung es hatte willigen müssen und die noch nicht bereits vom „Nachfolgestaat" besetzt waren, seine zivilen Behörden und militärischen Kräfte zurück (ähnliches galt für die Abstimmungsgebiete in Schleswig, Schlesien, Westpreußen und Ostpreußen). Elsaß-Lothringen hatte das Deutsche Reich schon im November 1918 räumen müssen.

Das sechste Kapitel (S. 129–146) stellt die Arbeitsweisen der commissions de triage dar, die Mitte November 1918 ihre Tätigkeit aufnahmen. In jedem Arrondissement gab es mindestens eine. Bedauerlicherweise sind die meisten der Akten dieser Überprüfungskommissionen unauffindbar oder – was eher wahrscheinlich ist – vernichtet. „Die Entfernung nach Innerfrankreich, die Ausweisung nach Deutschland und, in bezug auf Amtsträger, die Absetzung sind die am häufigsten ausgesprochenen Bestrafungen" (S. 129). Die in den Kommissionen sitzenden Richter hatten keine sie dazu befähigende Eignung, sie waren nicht vereidigt und trugen für ihre Entscheidungen keine Verantwortung, auch die Zeugen wurden nicht vereidigt, sie sagten in Abwesenheit derer, die sie anklagten, aus. Die Angeklagten kannten ihre Ankläger nicht, hatten keinen Einblick in ihre Akten und durften sich keines Verteidigers bedienen. Die vor die Kommissionen Zitierten wurden aufgrund von Handlungen und Äußerungen angeklagt, die sie zugunsten des Staates, dem sie bis 1918/19 nach Völkerrecht angehörten, getan hatten. Nach rechtsstaatlichen Grundsätzen konnte ihnen daraus kein Vorwurf gemacht werden. Nach 1871 hatte das Deutsche Reich keinen der Elsaß-Lothringer wegen seines früheren Verhaltens zur Rechenschaft gezogen.

Im Hintergrund des französischen Handelns stand wohl die Tatsache, daß von Frankreich der von ihm unterschriebene und ratifizierte Friedensvertrag von Frankfurt vom 10. Mai 1871 in Wirklichkeit niemals als bestehend anerkannt und Elsaß-Lothringen stets als unrechtmäßig von „Deutschland" besetztes französisches Staatsgebiet betrachtet worden war. Bezeichnend ist der Titel einer vom April 1919 bis Juli 1919 laufenden Akteneinheit, noch zwischen Aktendeckeln der Abteilung des Innern des Ministeriums für Elsaß-Lothringen abgelegt: „Mesures à prendre contre des Alsaciens-Lorrains et Allemands en vue de leurs sentiments antifrançais" (Abbildung des Deckels auf S. 133).

Auch Zehntausende von Altelsässern mußten vor solchen Kommissionen erscheinen, allein in Straßburg-Centre 3 640. Auch der Verfasser des „Historisch-topographischen Wörterbuchs des Elsaß", der 1868 in Straßburg geborene Joseph Clauss, wurde, und zwar wegen „Pangermanismus", 1919 ausgewiesen. Aufgrund einer Grundlage von allerdings nur 2 000 Fällen hat der Historiker François Uberfill errechnet, daß von den Ausgewiesenen 6,4 v. H. A-Kärtler und B-Kärtler waren, in absoluten Zahlen wären das mehr als 10 000 Personen gewesen. Elsaß-lothringische Beamte, die vor 1918 von ihren Vorgesetzten gute Beurteilungen erhalten hatten, wurden wegen „excès de zèle", also wegen Übereifers, abgelöst oder sogar in die unter französischer Besatzung stehenden rechtsrheinischen Gebiete (Willstätt, Bodersweier usw.) verbannt. Die Höhepunkte des Wirkens der commissions de triage lagen im Februar/März und im September/Oktober 1919. Im Oktober 1919 erklärte der Generalkommissar Alexandre Millerand die Arbeit der Kommissionen für abgeschlossen. Ihre in Frankreich internierten elsaß-lothringischen Opfer hatten schon nach der Ratifikation des Versailler Diktats durch Deutschland zurückkehren können, die in Deutschland internierten konnten dies erst nach dem 10. Januar 1920.

Das siebente Kapitel (S. 147–179) widmet sich vorwiegend der Sequestration und Liquidation des von den Ausgewiesenen zurückgelassenen Vermögens. Diese durften nur 30 bis 40 kg (Kinder unter 10 Jahren nur 15 kg) an Handgepäck sowie 2 000 Mark in Scheinen mitnehmen. Nach dem Abschluß des Waffenstillstandes fanden 40 000 Sequesterverhängungen statt. Davon konnten „gewisse Schurken" (certains malins) (S. 149) Nutzen ziehen. So erwarb Jacques Peirotes 1919 zu „günstigem Preis" die sequestrierte Villa Rudolf Schwanders in Lichtenberg. Am 17. April 1919 ordnete Millerand die Liquidation der sequestrierten Güter an. Bis Ende 1923 wurden 5 052 Liquidationen ausgesprochen, deren Wert sich auf 1 350 Millionen Francs belief. Der Sozialist Cluzel sprach 1928 in der französischen zweiten Kammer von der „einträglichsten Plünderung, die man je erlebt" habe (S. 150). Dem Land wurden riesige Vermögenswerte entzogen, die zum größten Teil in die Hände des französischen Großkapitals gelangten.

Am Ende des siebenten Kapitels faßt Wittmann die Zahlenangaben über die Ausgewiesenen altdeutscher und altelsässischer Abstammung zusammen. Die protestantische Gemeinschaft verlor 100 000 Mitglieder, darunter 80 Pastoren, die katholische 26 Priester. Der Metzer Bischof, Benzler, mußte das Land 1919 verlassen, der Straßburger Bischof, Fritzen, starb, bevor ihm das gleiche widerfahren konnte. Sein Nachfolger wurde Ruch, der weder deutsch noch den elsässischen Dialekt sprach. 1931 gab es im Elsaß 22 000 mittlerweile naturalisierte Altdeutsche, das sind 18 v. H. der altdeutschen Bevölkerung des Jahres 1914. Daneben waren 1931 einige Tausende von Altdeutschen, die die französische Staatsangehörigkeit nicht erhalten hatten, im Lande. Der Erfolg der Autonomisten, der in den 20er Jahren eintrat, kann bei zutreffender Einschätzung dieser Zahlen also nicht, wie auf französischer Seite behauptet wurde (nicht nur von „Hansi", dem Abbé Wetterlé, Emile Hinzelin, Frédéric Eccard), auf diese wenigen Altdeutschen zurückgeführt werden.

Wittmann weist zu Recht darauf hin, daß nach 1871 jeder in dem neuen Reichsland Elsaß-Lothringen Wohnhafte im Lande bleiben und die elsaß-lothringische Staatsangehörigkeit – nicht eine „deutsche“, wie Wittmann schreibt – erwerben konnte (S. 178). Wer die elsaß-lothringische Staatsangehörigkeit nicht erwerben, sondern die französische behalten wollte, konnte unter Mitnahme aller seiner beweglichen Güter nach Frankreich ziehen, gleichzeitig seine unbeweglichen Güter im Lande behalten.

Die Opfer der commissions de triage wurden niemals entschädigt, niemals rehabilitiert. Noch 1936 hat der damalige Ministerpräsident Pierre Laval entsprechende Forderungen entschieden zurückgewiesen. Tatsächlich wäre das auch schwierig gewesen, die Akten der Kommissionen waren nämlich zum größten Teil verschwunden. Später behauptete man, die Akten aus dem Departement Haut-Rhin seien noch vor dem 2. Weltkrieg bei einem Brand des Colmarer Präfekturgebäudes vernichtet worden.

Das achte Kapitel (S. 181–184) schildert knapp die Verwaltungsänderungen, die das Land betrafen, bis nach den Kammerwahlen von 1924 zunächst das Generalkommissariat abgeschafft und 1925 auch der Conseil consultatif aufgelöst wurde. Damit war die vollkommene Angleichung des sich einstmals einer Selbstverwaltung im bundesstaatlichen Rahmen des Deutschen Reiches erfreuenden Elsaß-Lothringens erreicht.

Im neunten Kapitel (S. 185–196) stellt Wittmann überblicksartig das in den 20er Jahren stattfindende Wiederaufleben des Selbstbestimmungsgedankens dar. Zeichen der Widerständigkeit erregten den Zorn der neuen Herren und veranlaßten diese zu Repressionen. Schon 1919 hatte sogar der völlig frankophile Sozialist Salomon Grumbach geschrieben, dem Elsaß sei ein Zustand verstärkter Diktatur auferlegt worden. „Es scheint, als habe man den Alldeutschen erlauben wollen darauf hinzuweisen, wie viele Brutalitäten und Ausschreitungen der französische Militarismus in den befreiten Gebieten entfalte“ (S. 189). Niemals, schreibt Wittmann, seien die Elsässer „sous la botte prussienne“ einer solchen Behandlung unterzogen worden, und zitiert Philippe Husser (1924): „Der einmütige Eindruck, der sich breitmacht, ist, daß das französische Joch schwerer zu drücken beginnt als einst der preußische Stiefel“ (S. 191). Abschließend geht Wittmann zusammenfassend auf die französischen Kriegsziele ein, zu denen eben nicht nur die „Befreiung“ Elsaß-Lothringens, sondern weitgehende territoriale Veränderungen zugunsten Frankreichs im gesamten deutschen Westen gehört hatten, die aber 1919 nur teilweise erreicht werden konnten.

Was das Buch besonders auszeichnet, das ist die Ausstattung mit – wenn man den 17seitigen Dokumentenanhang (S. 199–215) einbezieht – 100 Abbildungen. Die Bilder geben aussagekräftige Dokumente – bei weitem nicht nur im Anhang – zu den Verwaltungs- und ähnlichen Maßnahmen (Ausweisungen, commissions de triage, Denunziationen usw.) und Fotos (zu Persönlichkeiten, von Plakaten, von Kundgebungen, Feiern und Veranstaltungen, von den Ausweisungen usw.) wieder. Besonders „eindrucksvoll“ sind die zum Teil von größter Bösartigkeit geprägten Karikaturen eines „Hansi“, eines Henri Zislin, eines Zeichners, der sich unter dem Kürzel SEP verbirgt.

Wittmann betont, wie schlecht die Quellenlage zu den in seinem Buch behandelten Fragen sei. Auf das weitestgehende Verschwinden der Akten der commissions de triage ist schon hingewiesen worden. Es gibt in den Archiven auch keine erschöpfenden Listen mit den Namen der altdeutschen und altelsässischen Ausgewiesenen. Die Zahl der erhaltenen fotografischen Aufnahmen von Ausweisungen beläuft sich auf unter 20, die allermeisten befinden sich in der Colmarer Stadtbibliothek.

Dieser Sachverhalt sollte die deutschen Historiker anspornen, ergänzende Forschungen mittels der Bestände der deutschen Archive zu betreiben. Hier ist bislang kaum etwas geschehen.[2] Der Verbleib zum Beispiel der ausgewiesenen Geistlichen der beiden Konfessionen ist noch niemals anhand der in den kirchlichen Archiven vorhandenen Akten untersucht worden. Und noch mancher bislang gar nicht herangezogene Personalnachlaß in deutschen Archiven mag über die Umstände der Ausweisungen weitere Aufschlüsse geben.

So sollte das ausgezeichnete Buch von Bernard Wittmann Anstoß zu weiteren Forschungen sowohl im Elsaß und in Lothringen – das in dem Buch aus verschiedenen Gründen zu kurz kommt – als auch östlich des Rheins und nördlich der Lauter sein.

Dr. Rudolf Benl

Anmerkungen:

[1] Der 10. Januar 1920 hatte also, anders als Wittmann (S. 116, 178) schreibt, mit dem Zeitpunkt der Ratifikation durchs Deutsche Reich nichts zu tun.

[2] Ich verweise jedoch auf das Buch von Irmgard GRÜNEWALD, Die Elsaß-Lothringer im Reich 1918–1933. Ihre Organisationen zwischen Integration und „Kampf um die Seele der Heimat“ (Europäische Hochschulschriften. Reihe III: Geschichte und Hilfswissenschaften, 232), Frankfurt am Main [u. a.] 1984.

Der ist ein Narr,
der schenkt Gut
und es nicht gibt
mit frohem Mut
und dazu sauer
und böse sieht,
daß keinem
Liebes damit
geschieht;
Denn der verliert
wohl Dank
und Gabe,
wer so bedauert
verschenkte Habe.

Sebastian Brant
(1458 - 1521)

Straßburger Stadtschreiber, elsässischer Jurist, Humanist und Satiriker

Marc Lienhard:
Spannungsfelder einer Identität. Die Elsässer [Histoire & aléas de l'identité alsacienne <dt.>]

(Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz. Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse. Einzelveröffentlichung, 12), Mainz (Akademie der Wissenschaften und der Literatur), Stuttgart (Steiner) 2013, 196 Seiten (ISBN 978-3-515-10438-8)

Elsässische Identität heute

Von „Identität" reden heute viele. Dies gilt auch für Elsässer. Das Buch von Marc Lienhard „Spannungsfelder einer Identität. Die Elsässer" ist von allen, die der Rezensent zu diesem Thema gelesen hat, das beste.

Es sei aber erlaubt, dem Kapitel 1: Im Wandel der Zeiten, einige Gedanken hinzuzufügen. Vor 1870 sprach im Elsaß nur eine kleine bourgeoise Schicht französisch. Von Napoleon III. wird berichtet, daß er bei Besuchen im Lande deutsch gesprochen habe. Nach 1918 war Französisch die Staats- und Amtssprache, Deutsch behielt aber durch das Pfister-Poincaré-Abkommen eine gewisse Bedeutung. Nach 1945 haben die meisten Elsässer keinen befriedigenden Deutsch-Unterricht erhalten. Das bedeutet, daß die meisten jungen Elsässer sowohl den elsässischen Dialekt wie auch Hochdeutsch nicht mehr beherrschen.

Lienhard schildert im Vorwort seine familiäre Situation: „Meine Vorfahren … waren mit der deutschen Kultur verbunden und sprachen im Allgemeinen Dialekt […] Meine Eltern gebrauchten den Dialekt in der Familie." (S. 11) Es muß hinzugefügt werden: In Süddeutschland, Österreich und in der deutschen Schweiz sprechen alle unter sich Dialekt. Auch die sogenannten Gebildeten sprechen Dialekt; siehe u. a. Bundespräsident Theodor Heuss. Dabei halten die Stuttgarter ihr „Honoratioren"-Schwäbisch für Hochdeutsch.

Lienhard betont, „daß dieses Buch lediglich ein Essay ist, eine Art Momentaufnahme der elsässischen Identität" (S. 19). Für diese Momentaufnahme ist Marc Lienhard (Jahrgang 1935) der richtige Mann: Er ist evangelisch-lutherischer Theologe, war Pfarrer in elsässischen Gemeinden, seit 1979 an der Straßburger evangelisch-theologischen Fakultät Professor für neuere Kirchengeschichte, von 1997 bis 2003 Kirchenpräsident – die elsässischen Lutheraner hatten nur einmal einen Bischof, von 1940 bis 1944. Lienhard war ab 1991 auch Präsident der Konferenz der Kirchen am Rhein.

Dies schlägt sich vor allem in den drei Kapiteln über die Religion im Elsaß nieder. Heute gehören irn Elsaß 70 % der römisch-katholischen Kirche an, 11 % der protestantischen, 4% sind Muselmanen und 1 % Juden. Dabei schloß das Napoleonische Frankreich 1801 ein Konkordat mit dem päpstlichen Stuhl, 1802 wurden für die Protestanten die „organischen Artikel" erlassen. 1905 erfolgte in Frankreich die Trennung von Kirche und Staat, die aber für Elsaß-Lothringen, das damals zum Deutschen Reich gehörte, keine Geltung hat. Katholiken und Protestanten im Elsaß bewahren ihrem Status als Staatskirche eine große Anhänglichkeit.

Für die elsässische Identität ist die Sprachenfrage von großer Bedeutung. Französisch ist heute dort die offizielle Sprache. Hierzu Lienhard: „Vor fast 15 Jahrhunderten hat die Geschichte im Elsaß eine andere Sprache hervorgebracht, die nach wie vor von einer Minderheit gebraucht wird: das Elsässische, auch Elsässerditsch genannt" (S. 93). Dieser Dialekt ist aber, das muß ergänzend gesagt werden, nicht einheitlich. Es handelt sich im Grunde um mehrere Mundarten, von denen die nördlichste zum Südrheinfränkischen gehört, wohingegen die südlich vom Hagenauer Forst gesprochenen Mundarten dem alemannischen Sprachgebiet zugehören. Diese Dialekte oder – vereinfachend gesagt – dieser Dialekt hat den Status einer Regionalsprache, französische Ausdrücke sind inzwischen dazugekommen. Lienhard weist darauf hin: „Der Dialekt braucht das Hochdeutsche, um sich zu behaupten" (S. 178).

Das Besondere der elsässischen Identität macht die Zweisprachigkeit aus. Im Unterschied von den anderen Regionalsprachen Frankreichs wie Baskisch, Flämisch (im Westhoek), Katalanisch, Okzitanisch und Bretonisch, ist die Regionalsprache im Elsaß Deutsch, das von ca. 100 Millionen in Europa gesprochen wird. Warum sollte Deutsch im Elsaß neben dem Französischen seinen Platz behalten? Lienhard weist darauf hin, daß auch heute im Elsaß 600 000 Menschen diese Sprache sprechen. Ferner ist Deutsch für die Elsässer wichtig, die in Deutschland oder der Schweiz arbeiten. Deutsch erschließt Geschichte und Kultur. Noch 1992 besaß die Zweisprachigkeit nach der Wasserqualität bei den Befragten die zweitgrößte Priorität. So stellt Lienhard fest: „Es ist sinnvoll und anstrebenswert, zwei Sprachen zu sprechen, anstatt an der Einsprachigkeit und dem nach 1945 verbreiteten Slogan ‚Französisch sprechen ist chic' festzuhalten" (S. 181).

Dabei zitiert er einen bedeutenden Innerfranzosen: „Ich teile die Meinung des geschätzten Rektors Pierre Deyon, welcher der Auffassung war, daß Deutsch (das Hochdeutsche) und Elsässisch zwei Seiten der Regionalsprache sind" (S. 190).

Am Ende seines ausführlichen Vorwortes kann der Theologe Marc Lienhard sagen: „Aber das Elsaß ist nicht das Reich Gottes. Dieses kleine Vaterland entwickelt sich genau so wie das große Vaterland weiter und ist Veränderungen unterworfen. Dies gilt auch für die Sprache, insbesondere den Dialekt. Im Zuge dieses Werkes wollen wir die Gründe für dessen Beibehaltung erläutern. Ich zähle zu denjenigen, die ihn lieben, aber nicht dazu bereit sind, ihn zu verherrlichen. Der im Elsaß gegebene Lebensrahmen, auch mit seinen Sprachen, hilft mir zu leben, doch er hilft mir nicht im Leiden und nicht im Sterben. Man darf das Elsaß lieben, aber der Glaube ist einzig und allein Gott vorbehalten. Man kann davon ausgehen, daß Babel und die Vermehrung der Sprachen im Neuen Jerusalem überwunden werden. In der Zwischenzeit gibt es einige Gründe dafür, jene Sprache, die uns unsere Mutter beigebracht hat, zu lieben, ohne sie jedoch als heilig zu verehren" (S. 14).

Dazu kann der Rezensent nur Ja sagen und hoffen, daß viele Menschen diesseits und jenseits des Rheins sich dem anschließen.

Dr. Rolf Sauerzapf

BUCHHINWEIS

François Rosenblatt:

Une vocation d'Alsacien.

Hrsg. von Dominique Rosenblatt und Michel Rosenblatt (transverse hors série no 1), Orléans (Transverse-Edition) 2015, 404 Seiten (ISBN 978-2-9536670-7-3)

Zu den tatkräftigsten Befürwortern der Erhaltung der elsässischen Kultur einschließlich ihrer sprachlichen Bestandteile gehörte François Rosenblatt, wenngleich er sich in Rücksichtnahme auf seine beruflichen Verpflichtungen immer zu einer gewissen Zurückhaltung verpflichtet glaubte. Er gehörte zu den entschiedensten Befürwortern der ABCM-Schulen. Nach seinem Tode haben seine Söhne Dominique und Michel zahlreiche seiner Texte – Arbeiten zur elsässischen Geschichte, zur Literatur, Gedichte, ein Theaterstück – in einem 404 Seiten umfassenden Band vereinigt, der 2015 unter dem Titel „François Rosenblatt, une vocation d'Alsacien" erschienen ist.

Rosenblatt wurde 1928 in einem sundgauischen Dorf geboren. Als Luftwaffenhelfer wurde er 1944 im Schwarzwald ausgebildet, gelangte dann nach Wien und nach Mähren und erlebte das Kriegsende in Kassel. In seiner Heimat war er dann im französischen Schulwesen tätig, doch bereitete seinem elsässischen Bewußtsein vieles, was er dabei erlebte, Unbehagen. Er war davon überzeugt: „Der Assimilierungsgedanke ist dem Franzosen angeboren". Seine Forschungen, die er in den Jahren um 1990 in Sankt Amarin, wo er wohnte, durchführte, ließen ihn hinsichtlich des Fortlebens des Dialekts in der nächsten Generation überaus pessimistisch werden.

Wie sein Sohn Dominique schreibt, war Rosenblatt Autonomist im Sinne der 30er Jahre, das heißt: auf eine entschiedene Art. „Er hätte es gern gesehen, wenn sich das Elsaß einer tatsächlichen Unabhängigkeit erfreute und nicht von irgendeinem staatlichen Joch abhängig wäre. Da er jedoch erkannte, daß das unmöglich sei, blieb ihm nur übrig, auf der Ebene der Kultur, des Erbes und der Sprache zu kämpfen, damit dieses unvermeidliche Protektorat so wenig assimilierend wirke wie möglich."

IMPRESSUM

DER WESTEN

ISSN 0179-6100

Herausgeber:
Arbeitsgemeinschaft „Der Westen", bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung (hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V. und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V.) sowie der Erwin von Steinbach-Stiftung

Geschäftsstelle:
Dr. Rudolf Benl
Gustav-Freytag-Straße 10 b,
99096 Erfurt, Deutschland
Telefon: (0361) 3 45 65 78
E-Post: rudolfbenl@online.de

Konto:
Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e. V.,
Sparkasse Mittelthüringen
IBAN: DE84 8205 1000 0163 0748 28
SWIFT-BIC: HELADEF1WEM

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:
Dr. Rudolf Benl

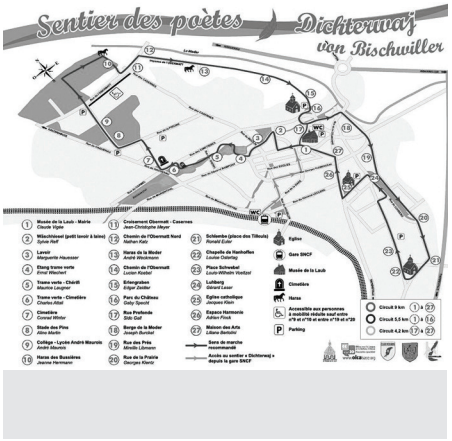
Grafik & Satz:
sdt Erfurt

Druck:
Turtschan und Gloria GbR
Bergrat-Voigt-Straße 22
99087 Erfurt, Deutschland

Nachdruck nur mit Genehmigung des Herausgebers. Einsender von Manuskripten u.ä. erklären sich mit der redaktionellen Bearbeitung einverstanden. Keine Haftung für unverlangte Einsendungen. Alle Angaben ohne Gewähr. „Der Westen" wird allen Mitgliedern ohne besondere Bezugsgebühr geliefert.

Hinüber und herüber

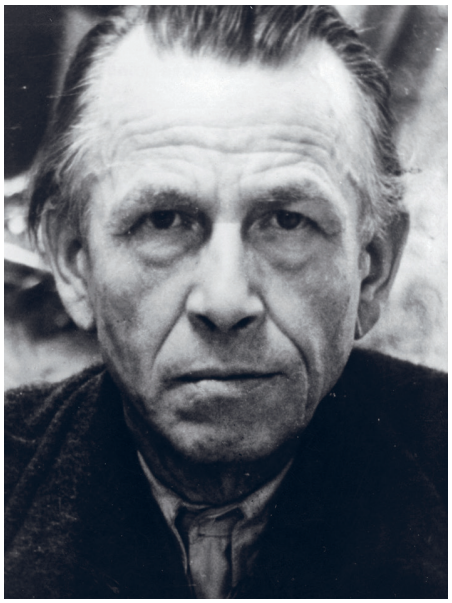
Der Dichterweg von Bischweiler



Nach Blienschweiler, Lembach, Münster, Sulzmatt, Steinburg und Wolxheim hat nun auch Bischweiler einen „Sentier des poètes“ (Dichterweg). Er wurde im Juni 2016 von Bürgermeister Jean-Lucien Netzer und der aus Bischweiler stammenden Dichterin und Sängerin Sylvie Reff eingeweiht. Zur Eröffnung sang der Rentnerchor der Stiftung Sonnenhof. Bischweiler ist auch der Geburtsort des Dichters und evangelischen Pfarrers Karl Candidus, der von 1858 bis zu seinem Tod im Jahr 1872 in Odessa auf der Krim wirkte und auch während dieser Jahre dem Elsaß sehr verbunden blieb.
In einem Gedicht über das Rheintal schrieb er:
Vor langen, langen Zeiten war‘s ein See,
Das ganze Rheintal war ein See, juhe!
Und heute wächst so guter Rheinwein da,
So guter Rheinwein da, Viktoria!

D‘ Biwel uf Elsässisch

Ende Oktober 2016 ist die erste vollständige Bibelausgabe in elsässischem Dialekt „D‘ Biwel uf Elsässisch“, übersetzt von Daniel Steiner und Raymond Matzen, erschienen. Auf 2016 Seiten enthält sie sowohl die kanonischen als auch die apokryphen Texte.
Der Gedanke einer solchen Übersetzung ist im Jahre 2002 dem elsässischen Pfarrer Daniel Steiner und dem Dialektforscher und Dichter Raymond Matzen gekommen, und zwar anläßlich der Initiative „Friehjohr fer unseri Sproch“. 2007 erschien zunächst das Markus-Evangelium und 2013 das ganze Neue Testament auf elsässisch. Die Herausgabe der vollständigen Bibel-Übersetzung hat Raymond Matzen *(Foto: Claude Truong-Ngoc/ Wikimedia Commons)* leider nicht mehr erlebt. Er ist am 8. August 2014 im Alter von 92 Jahren in seiner Heimatstadt Straßburg gestorben.



Otto-Dix-Ausstellung

Das nach einer aufwendigen Renovierung und Erweiterung neu eröffnete Unterlinden-Museum in Colmar zeigte vom November 2016 bis zum Januar 2017 eine Ausstellung von rund 100 Gemälden, Zeichnungen und Stichen des Malers und Grafikers Otto Dix (1891–1968), darunter Leihgaben aus bundesdeutschen und schweizerischen Museen und von Privatpersonen.
Otto Dix wurde 1891 in Untermhaus (einem heutigen Stadtteil von Gera) als Sohn einer Arbeiterfamilie geboren und starb 1968 in Singen am Hohentwiel. Seine Ausbildung erhielt er an den Akademien der bildenden Kunst in Dresden und Düsseldorf.
1914–1918 kämpfte er bei der Feldartillerie in Frankreich und Rußland. Die Kriegserlebnisse haben ihn sehr beeinflußt.
Er ist vor allem als Maler des Realismus oder der neuen Sachlichkeit bekannt, und viele seiner Werke wurden 1937 als „entartete Kunst“ vernichtet. Doch er beschäftigte sich auch schon früh mit altdeutscher Malerei.
Manche seiner Werke, so das Triptychon „Der Krieg“ (1932) und das Gemälde „Flandern“ (1934) zeigen deutlich den Einfluß Matthias Grünewalds. Die Besucher der Ausstellung hatten nun Gelegenheit, Werke beider Künstler im Original zu sehen.

Elsässisch-Kurse in Kutzenhausen

Am 6. März 2017 ist in Kutzenhausen im Rahmen der von Serge Rieger im Maison rurale für eine Gruppe von 30 Personen montags durchgeführten Elsässisch-Kurse eine Veranstaltung durchgeführt worden, bei der drei junge Frauen – Victoria aus Hunspach, Virginie aus Mothern, Simone aus Seltz – in der fränkischen Mundart des nördlichsten Teils des Elsaß auf Fragen Rede und Antwort standen und den Kursteilnehmern so einen Einblick in die Unterschiede, die zwischen dem Rheinfränkischen und dem südlich des Seltzbaches gesprochenen Alemannischen bestehen, boten. Die drei jungen Frauen wurden von Rieger auch gebeten, ihnen in französischer Sprache schriftlich vorgelegte Sätze in ihre Mundart zu übersetzen und vorzutragen. Rieger zeigte die Unterschiede auf und erläuterte, wie die Sätze im elsässischen Alemannisch lauteten. Zuvor hatte Rieger, der als Sänger und Dichter einen Beitrag zur Erhaltung der sprachlichen Kultur des Elsaß leistet, auf einer Landkarte die Mundartgrenzen, die innerhalb des nördlichen Elsaß verlaufen, gezeigt.